

Rezensionen.

Menzer, P. Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte. Reimers Verlag. Berlin 1911. (432 S.)

Wir sind gewöhnt, wenn von der Entwicklung der Kantischen Philosophie die Rede ist, sofort an den scharfen Gegensatz der „vorkritischen“ und „kritischen“ Periode zu denken. Diese Betrachtungsweise hat zweifellos ihre volle Berechtigung, die kritische Fragestellung, die Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung bedeutet unzweifelhaft eine grundlegende Wendung, die Setzung eines neuen Zentrums im Kantischen Philosophieren. Aber man darf dabei nicht übersehen, dass Kant doch nicht nur der Schöpfer des „Kritizismus“, der Autor einer „Theorie der Erfahrung“, sondern auch ein Philosoph des XVIII. Jahrhunderts ist, den die Probleme, um die vor Allem das Denken der Zeit kreist, jederzeit, vor und nach 1781, lebhaft beschäftigt haben. Diese Seite der Kantischen Philosophie wird uns an einem Punkte, vielleicht darf ich hinzufügen: dem in dieser Hinsicht wichtigsten Punkte, in dem Menzerschen Buch deutlich vor Augen geführt und zugleich ihr Zusammenhang mit der kritischen Philosophie klar gelegt. Darin sehe ich das Neue und zugleich das besonders Verdienstliche des Buches.

Es handelt sich speziell um den Begriff der Entwicklung, also um den mit dem Problem der Theodicee in engster Verbindung stehenden Gedanken, dass die gesamte Natur, einschliesslich des Menschen, trotz aller mechanischen Naturerklärung und ihrer nicht hoch genug zu veranschlagenden Wichtigkeit, eine planvoll angelegte, Gesetzen gehorchende Entwicklung von ursprünglichen natürlichen Bedingungen aus zu einem höheren, in unendlicher Entfernung liegenden Ziel durchmache. Dieser Gedanke wird am ausführlichsten behandelt einmal in der Schrift, in der Kant das naturphilosophische System seiner vorkritischen Zeit im Zusammenhang darstellt: in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“; und dann in dem Werk, durch das das System der kritischen Philosophie seinen Abschluss erhält: in der „Kritik der Urteilskraft“. Ein Vergleich beider Werke nun in dieser Hinsicht führt Menzer zu dem Ergebnis, dass hier „in Kants Denken durch einen Zeitraum von 45 Jahren hindurch eine grosse Kontinuität herrschte“.

In der Kosmogonie der „Allgemeinen Naturgeschichte“ wird die mechanische Naturerklärung bis zur äussersten Konsequenz durchgeführt. Zugleich aber verbindet sich mit der mechanischen Naturauffassung der Theodicee Gedanke (die Welt kann auch im Chaos nicht anders als ordentlich verfahren) und weiter findet die mechanische Erklärung ihre Grenze an der Organismenwelt (es ist unmöglich, auch nur die Entstehung eines Grasshalms nach mechanischen Gesetzen zu erklären). Damit ist der Weg frei gemacht für den Gedanken der teleologischen Entwicklung des Weltganzen. Diese Entwicklung selbst, die vom niedrigsten Lebewesen bis zum Menschen führt, entwirft Kant im Anschluss an Newtonsche, Leibnizsche, Shaftesburysche und Buffonsche Gedanken. In diesen Entwicklungsgang gehört nun auch die menschliche Kultur und ihre Geschichte — an diesem Gedanken hält Kant, wie M. zeigt, von Anfang an fest in einem bewussten Gegensatz zu Rousseau (M. stützt sich dabei auf

Nachschriften Herders aus den Jahren 1762—64, die er in der Kgl. Bibliothek in Berlin aufgefunden hat). Diese Eingliederung der menschlichen Kulturgeschichte aber enthält nun besondere Schwierigkeiten, die aus der Doppelnatur des Menschen als Naturwesen und Vernunftwesen sich ergeben und die in der kritischen Philosophie durch die schärfere Ausbildung des Gegensatzes von Natur und Freiheit auch eine erhebliche Verschärfung erfahren. Die Erhaltung des einzelnen Menschen und der menschlichen Gattung kann als ein Naturzweck betrachtet werden, den die Natur auf allerhand Umwegen durch die dem Menschen eingepflanzten Instinkte erreicht, wie das ebenso bei jeder Tiergattung der Fall ist. Als Vernunftwesen aber steht der Mensch unter besonderen Gesetzen, die jedes Individuum als frei wollendes Wesen als Selbstzweck setzen und die Gemeinschaft frei wollender Menschen als Endzweck der Kulturentwicklung fordern. Dieser Endzweck ist aber auch nicht ein Zweck, den die Natur sozusagen durch das Individuum hindurch verwirklichte, indem es sich desselben als eines blossen Mittels bedient, sondern es ist ihm wesentlich, dass er durch den menschlichen Willen geschaffen wird. — Der Umstand, dass das einzelne Individuum Selbstzweck ist führt zur Hereinziehung des Übersinnlichen: Der Endzweck ist nur erreichbar in dem allein dem religiösen Glauben erreichbaren Gebiet des Transzendenten; und das Transzendente muss so gedacht werden, dass es die volle Verwirklichung des Endzweckes ermöglicht. Andererseits muss schon in der sinnlichen Existenz des Menschen das Zusammenleben der Menschen sich so gestalten, dass der Endzweck soweit als möglich realisiert ist. So treten Religions- und Rechtsphilosophie als 2 Disziplinen neben einander, die beide unter dem beherrschenden Gesichtspunkt des Endzweckes stehen. Endlich muss die Geschichte der Menschheit erkennen lassen, dass die Menschheit im Verlauf ihrer Entwicklung dem Endzweck immer näher kommt, soweit das in der Erscheinungswelt möglich ist, dass sie eine Entwicklung vom Bösen zum Guten durchmacht. Diese geschichtsphilosophischen Gedanken Kants und ihre allmähliche Veränderung verfolgt M. in interessanter Weise. Er zeigt wie Kant zuerst für das Fortschreiten der moralischen Kultur der Menschheit Beweise aus der Erfahrung zu geben versucht (Aufklärung, französische Revolution), wie er sich dann von diesem Versuch mehr und mehr abwendet und sich schliesslich damit begnügt, trotz des Widerspruchs der Erfahrung auf Grund der sittlichen Forderung und des Gedankens der intelligiblen Welt die Aufwärtsentwicklung der Menschheit zu postulieren.

Ich habe hier speziell die Punkte angedeutet, in denen das M.sche Buch Beiträge zum Verständnis des systematischen Zusammenhangs und der Entwicklungsgeschichte der Kantischen Gedanken bringt. Ausserdem aber geht M. in, man darf sagen: erschöpfender Weise, den Zusammenhängen dieser Gedanken mit der zeitgenössischen und vor-kantischen Literatur nach und dadurch wird sein Buch zugleich zu einem wichtigen Beitrag zur Geschichte des Entwicklungsbegriffes im 18. Jahrhundert.

Nicht ganz zustimmen kann ich dem Inhalt des letzten Kapitels. Hier erörtert M. die Möglichkeit einer Anwendung des Entwicklungsbegriffes auf das Apriori und die weitere Frage, ob der transzendentalphilosophische Standpunkt Kants mit seinen entwicklungsgeschichtlichen Lehren vereinbar ist. Das Endergebnis, zu dem M. kommt, ist, wenn ich ihn recht verstehe dies: Gewisse Beziehungen zwischen entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung und Transzendentalphilosophie sind dadurch geboten, dass die Transzendentalphilosophie unweigerlich psychologische Bestandteile enthält. Von der Transzendentalphilosophie unabtrennbar ist der „Vermögens“begriff. Die Vermögen aber werden von Kant als dauernde Kräfte, quasi als etwas psychologisch Substanzielles gegenüber den Erkenntnisvorgängen gedacht. Es kann nun nach der Entwicklung dieser Kräfte gefragt, es kann die Möglichkeit erwogen werden ob die verschiedenen Vermögen (Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft) aus einander entstanden

sind, endlich würde man sich denken können, „dass die uranfänglichen Menschen eine reichere Ausstattung mit Erkenntnisvermögen als Anlagen zur Orientierung in der Wirklichkeit besaßen, von denen die jetzigen durch Anpassung sich ausbildeten und nunmehr ohne Aenderung weiterdauern.“ Kant selbst erwähnt einen solchen Gedanken nicht, er nimmt ohne Weiteres eine Konstanz der Vermögen an, aber nach M. wäre eine solche entwicklungsgeschichtliche Betrachtung an sich mit Kants Transzendentalphilosophie vereinbar gewesen. Ich glaube demgegenüber, dass der Begriff des „Vermögens“ doch nicht nur eine psychologische, sondern auch eine erkenntnistheoretische Bedeutung hat. Kant geht aus, nicht vom Erkennen, sondern von der Erkenntnis als einem System objektiv gültiger Sätze. Er sucht dann weiter den Prozess des Erkennens zu beschreiben, aber so, dass er die Elemente desselben herausucht, ohne die Erkenntnis im erwähnten Sinn nicht denkbar wäre, die also Bedingungen der Möglichkeit einer Erkenntnis überhaupt sind oder in diesem Sinn der Erkenntnis als Erkenntnis „vermögen“ logisch „vorher“ gehen müssen. So ist z. B. das Gegebensein eines Materials überhaupt, und sind die kategorischen Verknüpfungen solche Bedingungen oder es gibt die „Vermögen“ der „Sinnlichkeit“ und des Verstandes. Diese Vermögen können wir noch in ihrem Verhältnis zu einander untersuchen und können zusehen, ob sich vielleicht eines auf das andere zurückführen lässt. Das ist aber keine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung, denn diese „Vermögen“ sind noch keine realiter in der Zeit existierenden substanziellen Gebilde, von deren „Entwicklung“ man sprechen könnte, es handelt sich hier nicht um kausale, sondern um rein logische Zusammenhänge. Nun können wir freilich auch den Erkenntnisvorgang psychologisch als Vorgang im Individuum betrachten und nach seinen psychologischen Bedingungen fragen. Dann werden die erkenntnistheoretischen zu psychologischen Vermögen: da Erkenntnis ohne Kategorien nicht möglich ist, muss der Mensch die „Fähigkeit“ oder die „Kraft“ haben, das gegebene Material der Anschauung in dieser bestimmten Weise kategorial zu verknüpfen. Soweit nun die „Erkenntnisvermögen“ erkenntnistheoretisch nicht weiter zurückführbar sind, können sie auch psychologisch nicht als aus anderen Erkenntnisvermögen entstanden gedacht werden, denn die transzendente Untersuchung hat ja eben gezeigt, dass sie die Erkenntnisvermögen, die für uns einzig denkbaren Bedingungen sind, ohne die Erkenntnis nicht möglich ist. Die Frage, ob ursprünglich andere Erkenntnisvermögen da waren, muss daher m. M. n. von dem Kantischen Standpunkt aus prinzipiell abgelehnt werden. Kann ich in diesem Punkt M.s Auffassung nicht teilen, so kann ich um so mehr seinen Schlüsselaussführungen zustimmen, in denen er zeigt, dass der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt Kants doch jeder psychologisch-genetischen Betrachtung überlegen sein muss: „denn wollte man den Gedanken von einer mit anderen Erkenntnisformen ausgestatteten vergangenen oder zukünftigen Menschheit akzeptieren, so würde doch auch für diese die Frage gelten, wie Erkenntnis möglich sei.“

München.

v. Aster.

Tocco, Felice. *Studi Kantiani* (L'Indagine Moderna VIII). Milano-Palermo-Napoli, Remo Sandron-Editore 1909. (271 S.)

Das Buch ist in der Hauptsache eine neue unveränderte Auflage der zuerst in der alten italienischen Zeitschrift: *La Filosofia delle scuole italiane* 1880—1881 erschienenen Studien des Verfassers über die Kantische Philosophie. Hinzugekommen sind eine bisher unveröffentlichte Studie über die transzendente Aesthetik und eine neuere Veröffentlichung über das postume Werk Kants, welche zum ersten Male in den Kantstudien, zum zweiten in der philosophischen Zeitschrift von Cantoni erschien, woselbst ihr eine Darstellung der metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft vorausgeschickt ist.

An vorzüglichen Darstellungen der Kantischen Philosophie ist ja gewiss kein Mangel. Indessen lassen eben doch viele darunter den wünschens-